Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 26 (1942)
Heft: 1

Rubrik: Aus dem Steinkratten des Schriftleiters

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Küsnacht (Zürich), Jänner 1942

Sechsundzwanzigster Jahrgang Nr. 1.

Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen dies Jahr achtmal und kosten mit dem Mitgliederbeitrag 4 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht (Zürich) auf Postscheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Küsnacht (Zürich). - Druck: H. Gafner, Zürich 8.

Aus Hebels Gedicht:

Der Wegweiser.*

Wo isch der Weg zu Fried und Ehr,
der Weg zum gueten Alter echt?
Grad fürsi gohts in Mäßigkelt
mit stillem Sinn in Pflicht und Recht.

Und wenn de ame Chrützweg stohsch,
und nümme weisch, wo's ane goht,
halt still, und frog di Gwisse z'erst,
's cha dütsch, gottlob, und folg si'm Roth.

An unsere Mitglieder.

„Jetzt erst recht!" war letztes Jahr unser erstes Wort. Das war so gemeint: Trotz den mancherlei Widerständen der Zeit wehren wir uns für unsere Sache und suchen unsern Bund zu stärken. Das ist uns gelungen. Unser Werbefeldzug hat uns 84 neue Mitglieder eingebracht und damit den Abgang von 23 mehr als wettgemacht. Und wir fahren damit fort. Aber das kostet Geld, heute schon wieder mehr als letztes Jahr, und macht sich erst im Lauf der Jahre bezahlt. Der Pflichtbeitrag von 4 Fr. deckt unsere Kosten bei weitem nicht, und höher gehen mögen wir in dieser Zeit der Teuerung nicht, sondern wollen damit auf bessere Tage warten. Auf bessere Tage müssen wir wohl auch warten mit der Vermehrung unserer „Mitteilungen". Nachdem wir letztes Jahr von sechs auf acht Ausgaben gestiegen, bezeugte die letzte Jahresversammlung einmütig den Wunsch auf monatliches Erscheinen unseres Blattes. Zu diesem gewagten Schritt konnte sich aber der Vorstand der Kosten wegen dann doch nicht entschließen, aber wenigstens auf neun Blätter wollten wir gehen, — da kamen die amtlichen Vorschriften zur Einschränkung des Papierverbrauchs. Sie stünden zwar rechtlich der geplanten Vermehrung nicht entgegen, und praktisch hätte diese für die Papierversorgung der Schweiz ja nichts zu bedeuten, aber im Sinne der amtlichen Maßregel kann es doch auch nicht liegen, daß wir gerade jetzt höher gehen wollen, als wir es uns eigentlich leisten können. Also bleiben wir vorläufig bei acht Ausgaben, in denen wir wie bisher das sprachpolitische Leben der Schweiz verfolgen, sprachliche Erscheinungen in Mundart und Schriftsprache beobachten, Mißbräuche auf beiden Gebieten bekämpfen, im Briefkasten Auskunft geben über sprachliche Einzelfragen, in unser Gebiet fallendes Schrifttum besprechen, die Fortschritte unseres Idiotikons begleiten und hie und da auch einen sprachlichen Scherz bringen. Im März senden wir Ihnen unsere „Rundschau" mit dem Tätigkeitsbericht und dem Rundblick über das Sprachleben, dazu kommen der fesselnde Vortrag Prof. Baumgartners über den Schweizerischen Sprachatlas und des Schriftführers Zusammenstellung des schweizerischen Wortgutes im neuen Duden, als Beilage das neubearbeitete Merkblatt zur Bildung und Schreibweise der Straßennamen. Also ihr alten uud neuen Freunde: bleibt uns treu und helft uns neue Freunde gewinnen! Zahlt den Jahresbeitrag bald ein; denn das erspart dem Rechnungsführer Zeit und Arbeit und Ärger; legt dem Pflichtbeitrag wenn irgend möglich noch etwas bei — 5 Fr. zahlt man ja fast so leicht wie 4, und dann gibt es noch so hübsche runde Zahlen! Für 100 Fr. kann man sich auch die lebenslängliche Mitgliedschaft erwerben und ist dann die jährliche Plackerei los. Bei der Gelegenheit noch etwas: ein treues Mitglied hat uns vor Jahren (noch zu seinen Lebzeiten) unser kleines Vermögen geschenkt, ohne das wir heute nicht bestehen könnten. Wie schön, wenn der Mann einmal einen Nachfolger fände, der wenigstens in seinem letzten Willen unser gedächte.

Wir bitten also um möglichst baldige Einzahlung des Pflichtbeitrages von 4 Fr. und allfälliger Zulage auf beiliegendem Schein an die „Geschäftskasse des Deutschschweizerischen Sprachvereins in Küsnacht (Zürich), Postscheckrechnung VIII 390. Die Mitglieder des Zweigvereins Bern zahlen an den „Verein für deutsche Sprache in Bern" auf Postscheck III 3814, und zwar 5 Fr., von denen 2 Fr. dem Zweigverein verbleiben. Auch er ist natürlich dankbar für freiwillige Zulagen.

Aus dem Steinkratten des Schriftleiters.

Ein Steinkratten ist laut Idiotikon ein grobgeflochtener, nach oben sich erweiternder Korb mit hölzernem Boden, meistens gebraucht zum Ablesen von Steinen aus Wiesen und Feldern. Einen solchen Kratten für sprachliche Steine des Anstoßes benutzt der Schriftleiter dieses Blattes, d. h. er sammelt beständig, was ihm in Zeitungen und andern öffentlichen Sprachdenkmälern an Beispielen mangelhafter Sprachbildung oder Sprachgesinnung vor Augen kommt oder von Gesinnungsgenossen zugesandt wird. Vor Jahren glaubte er noch, die Sammlung einmal verarbeiten zu können, und überschrieb in den „Mitteilungen" von 1922 (11/12)

* Wir haben uns für dies Jahr vorgenommen, an die Spitze jeder Nummer ein Gedicht zu setzen, dessen Gegenstand in Lob oder Tadel oder sonstwie die Sprache selber ist. Wir entnehmen die Verse der verdienstlichen Sammlung: Deutscher Sprache Ehrenkranz. Dichterische Zeugnisse zur Geschichte der deutschen Sprache, gesammelt und erläutert von Paul Pietsch. 3. Aufl. Berlin, Verlag des Deutschen Sprachvereins 1922.

und 1928 (1/2, 3/4) seine Versuche kühn: „Der Schriftleiter leert seinen Kratten". Er ist bescheidener geworden und schreibt nur noch „Aus dem Steinkratten"; er nimmt nur noch vor, was so obenauf liegt, was aus den letzten paar Jahren stammt, ohne Hoffnung, je auf den Grund des Krattens zu kommen.

Schwierigkeiten macht vielen Schreibern immer noch der Umgang mit den Fallformen des Hauptworts. Immer wieder setzt da einer statt des Wenfalls „harmlos" den Werfall und schreibt, auch ein Sozialdemokrat könne „ein guter Bundesrat abgeben" (Zürichsee-Zeitung 8. 1. 41). Man kann ein guter Bundesrat werden, aber nur einen Bundesrat abgeben. Ein schriftstellerisch tätiger Zürcher Pfarrer schreibt (N. Z. Z. 19. 7. 38): „Es bedeutet eine gewaltige Predigt und ein Ansporn." (Schwerlich ein Druckfehler!) Nach „bedeuten" ist dieser Fehler besonders häufig; aus früheren Jahren besitzen wir ein längeres Verzeichnis derartiger Edelsteine. Z. B. Die Gasmaske bedeutet „ein äußerst wichtiger individueller Ausrüstungsgegenstand" (Druckfehler ganz ausgeschlossen; es wären ja drei!) und: „für die Bewohner eines Bergdorfes bedeutet schon die Vernichtung eines Heustadels ein schwer tragbarer Verlust". Offenbar ist die Bedeutung des Wortes „bedeuten" so abgeschliffen, daß es nicht viel mehr bedeutet als „sein" und deshalb den Werfall anzieht. In einer Todesanzeige (Bieler Tagblatt 27. 8. 37) erklärt ein Verein: „Wir verlieren in dem Verstorbenen ein treuer Freund und Gönner". Ein Wirt schreibt aus: „Ein guter Tropfen weiß jedermann zu schätzen". In diesen Fällen stammt der Fehler natürlich aus der Mundart, gehört aber nicht zu den berechtigten Eigenarten des Schweizerschriftdeutschen. Muß man bei solchen Schülerfehlern auf die Zähne beißen, so kann man wieder lächeln, wenn man den umgekehrten Fehler liest: „Die Anwesenheit des Botschafters konnte als einen Schritt zum Viermächtepakt aufgefaßt werden" (N. Z. Z. 19. 4. 38). An den mundartlichen Ausdruck: „Wenn ich di wär" erinnert der Satz eines geistreichen Hochschullehrers: „Die völlige Einmaligkeit eines ganz nur sich selber Seienden . . ." (N. Z. Z. 19. 1. 38). Das „sich" ist kaum als Wemfall (sich selbst Gehörenden) zu verstehen; gemeint ist die Einmaligkeit „des ganz er selber Seienden". Wenn man sich so geistreich ausdrücken zu müssen glaubt, könnte man es grad auch noch richtig machen. Ein schwieriges Satzglied ist für manchen der Beisatz, auch Apposition genannt: „Das Syndikat tagte unter dem Zürcher Gesandten als Vorsitzenden" (N. Z. Z. 18. 11. 41) statt „Vorsitzendem". Vielleicht ein Druckfehler, aber verdächtig; denn wir besitzen eine ganze Sammlung von Beispielen, wo der „Vorsitzende" falsch behandelt wird, was beim Obmann, Vorsitzer, Schreiber, Schriftführer, Kassier usw. sozusagen nie vorkommt. Z. B. „Eine Literaturkommission wird bestellt aus Oberrichter Balsiger als Vorsitzenden". Nach dem Bericht der United Preß vom 7. 3. 38 „erfolgte die Gegenüberstellung Bucharins und der Barbara Jakawlowa, der früheren Leiterin der Landwirtschaftsabteilung und früherem Mitglied der Tscheka". (richtig wäre „der früheren Leiterin der Landwirtschaftsabteilung, eines früheren Mitgliedes der Tscheka"). Da eine Abteilung der Zürcher Kantonsschule nun einmal „Gymnasium" heißt, glaubte der Beamte, der wohl für die gesamte kantonale Verwaltung die notwendigen Drucksachen bestellt, dieser heilige Name dürfe nicht durch Deklination entstellt werden, und ließ Karten drucken mit dem Kopf: „Rektorat des Gymnasium Zürich" — zum Ärger dieses Rektorates. — Eine grammatisch falsche, wenn auch gebräuchliche Redensart lautet: „Es ist nicht zu verwundern"; denn man kann nur sich selber verwundern, nicht einen andern oder einen Gegenstand. Dieser Krüppel hat nun einen Bruder bekommen: „Es ist nicht wunderzunehmen" (N. Z. Z. 6. 5. 41). Wir könnten nach derselben „Sprachlehre" beifügen: „Unserseits wurde über diesen Satz wundergenommen". Immer wieder trifft man das Mittelwort der Vergangenheit zielender Tätigkeitswörter, das eigenschaftswörtlich nur in leidendem Sinne verwendet werden kann, in tätigem Sinne. In einem hochphilosophischen Aufsatz über „die Determinanten des seelischen Lebens" (N. Z. Z. 5. 9. 41) schreibt der Verfasser: „Wenn ich in der Richtung des die Verstimmung ausgelösten Ereignisses abgleite". Der Gemeinderat Meilen veranstaltete am 31. 3. 41 eine „Einführung der in den Jahren 1940 und 1941 das 20. Altersjahr erreichenden oder erreichten Schweizerbürger ins Aktivbürgerrecht". In einem undatierten Zeitungsausschnitt lesen wir, die Preiskontrollstelle sei bemüht, „das sich herausgebildete preisliche Mißverhältnis zu korrigieren". Etwas milder wirkt dieser Fehler bei rückbezüglichen Zeitwörtern, wenn man das „sich" einfach wegläßt und ein Gericht, das sich mit einer Sache befaßt hat, das „mit der Sache befaßte Gericht" nennt (N. Z. Z. 8. 9. 41). Auf die einfachste Form gebracht, verhält es sich so: Man kann wohl sagen: „Der vom Vater geprügelte Knabe", weil der Knabe vom Vater geprügelt worden ist, aber der Vater, der den Sohn geprügelt hat, ist nicht „der den Knaben geprügelte Vater". Wenn aber der Sohn sich geschämt hat, ist er deshalb nicht „der sich geschämte", noch einfach „der geschämte Sohn".

Ein paar Stilblüten! Es gibt einen „eleganten" Stil nicht nur im Eislauf, sondern auch in der Berichterstattung darüber. Unter dem Bild eines Eisläuferpaares steht (N. Z. Z. 31. 1. 38) „Die Schweizer Meister im Paarlaufen... liefen ihren Titel im Paarlaufen der Schweiz. Eiskunstlaufmeisterschaft ungefährdet nach Hause." Hoffentlich konnte der Verfasser dieses schönen Satzes seinen Titel im Einzelschreiben der Schweiz. Tintenkunstschreibmeisterschaft ungefährdet zu Hause ausschlafen. — Zum 70. Geburtstag eines Mannes, der sich im öffentlichen Leben verdient gemacht hat, schreibt sein Freund in die Z. S. Z. (14. 3. 38) nicht etwa: „Bei solchen Gelegenheiten zeigte er auch Sinn für Humor und fröhliche Geselligkeit", sondern: „Seine, bei solchen Gelegenheiten zutage tretende positive Einstellung für guten Humor und fröhliches Beisammensein soll nicht unerwähnt bleiben". Im 1. Buch Mose I, 31 heißt es: „Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte; und siehe da, es war sehr gut". Wie viel schöner wäre doch: „Gott wollte nicht unerwähnt lassen, daß er zu seiner Schöpfung absolut positiv eingestellt war". — Man sollte meinen, den schönsten Stil schrieben die Dichter, zumal über andere Dichter. In einem Nachruf auf Maria Waser schrieb ein Berufsgenosse in der Z. S. Z. (20. 1. 39), ihre Persönlichkeit habe sie nicht nur über die Schweizer Dichterinnen hinausgehoben, „sondern auch im weitern deutschen Sprachraum das Gros der Schwestern im Apoll hinter sich gelassen". In religiösen Kreisen spricht man vom „Bruder in Christo"; die entsprechende heidnische Redensart vom Bruder in Apoll", dem Gott der Dichter, ist zwar nie volkstümlich gewesen, klingt aber gebildeten Ohren trotzdem etwas abgedroschen; besonders geschmacklos aber wirkt dieser altgriechische Ausdruck unmittelbar nach dem ausgesprochen neuzeitlichen und sachfremden „Gros". Man spricht vom „Gros der Menschen" und meint die große Masse, vom Gros einer Armee zum Unterschied von Vor- und Nachhut, vom Gros, d. h. dem Hauptteil eines Gebäudes, aber doch nicht vom „Gros der Dichterinnen". Schließlich könnte man ja auch noch sagen: „Sie bezog das kastalische Quellwasser en gros und war eine 100%ige Sappho".

Ein beliebter Schmuck des Stils sind bekanntlich die überflüssigen Fremdwörter. Die notwendigen müssen einfach

sein; sie bilden also keinen Schmuck. Richtig schön wird es doch erst, wenn das Glarner Heimatschutztheater in einer Flugschrift wirbt mit den Worten:

„Die Sprache ist nur ein einziger Faktor zur Gestaltung einer lebendigen Theateraufführung mit geschlossener Gesamtwirkung. Szenerie, Ausstattung, Requisiten, Kostüme, Masken, Stellung, Bewegung, Mimik, Gesten, Charakteristik, Flüssigkeit und Natürlichkeit des Dialogs, Tempo, Dynamik, Rhythmus und ausgeglichenes Ensemblespiel können in einer Mundartaufführung ebenso vollkommen sein wie in einem schriftdeutschen Spiel. Hat unser Volk durchaus kein Verständnis für problematische Dialektstücke?"

Alle diese Fachausdrücke mögen an dieser oder jener Stelle nützlich oder sogar nötig sein — in dieser Häufung wirken sie geschmacklos und auch gar nicht im Sinne des Heimatschutzes. O. v. Greyerz hätte für sein Berner Heimatschutztheater anders geworben. Er hätte den „Faktor" sicher durch „Mittel" ersetzt; denn er haßte das Wort, „Szenerie" vielleicht durch „Bühnenbild", „Requisiten" durch „Geräte", „Kostüme" durch „Gewandung", „Mimik und Gesten" durch „Mienen- und Gebärdenspiel", „Dialog" durch „Wechselrede", „Tempo" durch „Zeitmaß", „Dynamik" durch „Kraftwirkung", „Rhythmus" durch „Ebenmaß" und „Ensemblespiel" durch „Zusammenspiel"; „Theater" hätte er an jener Stelle wahrscheinlich für überflüssig gehalten und „Dialekt" vielleicht zur Abwechselung vom nahe vorausgehenden „Mundart" stehen lassen. „Problematisch" hätte er die Mundartstücke sicher nicht genannt, sondern etwa so gesagt: „Hat unser Volk kein Verständnis für ernsthafte Stücke in seiner ureigenen Sprache"? So hätte er statt 16 Fremdwörter vielleicht nur deren 2 verwendet. Und sicher ebensoviel erreicht! — Noch mehr vom „Heimatschutz"! Da setzt sich einer in der Presse tüchtig ein für diese schöne Bewegung und will dafür die Jugend gewinnen, und zwar durch die Schule, aber ohne daß man dafür ein neues Lehrfach zu „kreieren" brauche (Volksfreund, 2. 3. 39). Man könnte dafür das Wort „schaffen" schaffen, wenn es nicht schon geschaffen wäre. Der gute Mann will Heimatschutz nur für das Auge; auf den Ohren ist er „farbenblind". — Ganz nach Heimatschutz, Bodenständigkeit, geistiger Landesverteidigung usw. sieht z. B. täglich die 4. Seite des Morgenblattes der N. Z. Z. aus, wo den verschiedenen höhern Unterhaltungsbedürfnissen gedient wird. Unter dem Titel „Cinema" (kein Mensch spricht bei uns zwar so, sondern „Kchino") empfehlen sich mit ihren heimeligen Namen: Capitol, Rex, Scala, Bellevue, Forum, Orient, Palace, Apollo, Cinébref, Roxy, Olympia, Piccadilli (in London schreibt man zwar Piccadilly). Daneben wirken Namen wie Nord-Süd, Seefeld, Sihlbrücke, Walche und Urban (an der St. Urbangasse) geradezu schäbig, wie das „Schauspielhaus" neben dem „Corso". Man findet aber auch Unterhaltung im „Eden au lac", und zwar scheint's am besten „ce soir à 8 heures", oder in der „Grill-Room-Bar" des Hotels „Baur au lac". Der „Grüne Heinrich" empfiehlt seinen Tea-Room und darin seinen „Ski-Drink, eine Erfrischung par excellence"; in der Turca-Bar gibt es „alle internationalen Getränke". In der Hungaria-Bar wirkt Eddy Hosch, im Esplanade Betty Caroll und Serge. Ein ähnliches Unternehmen wirft uns nur fünf wuchtige Wörter an den Kopf, aber sie überzeugen uns vollständig: „Esplanade, Tabarin, Bar, Dancing, Attractions". Nur immer urchig! Wie „primitiv" würden in dieser erlauchten Gesellschaft Namen von Gaststätten wirken wie „Münz" und „Althus", wenn sie nicht schweizerdeutsch wären und so das Gleichgewicht wieder herstellten. Diese großstädtische Kultur dringt zum Glück auch schon aufs Land hinaus, wenigstens an Kilbi und Fastnacht. Da mischen sich mit den hausbackenen Ländlerkapellen „Blüemlisalp", „Schwyzergrueß", „Noldi Bur" auch schon die feineren „Dearling" (in England sagt man zwar heute „Darling"), „Allegri" und die „Rheinfall-Boys" u. s. f. — In Horgen baut einer Wasserflugzeuge mit dem Namen „Swiß Craft"; ein Werbeblatt „La nouvelle saison chez Grieder" fliegt von Zürich nach Zofingen; ein anderes empfiehlt deutschsprachigen Lesern das „Kursaal-Casino Lucerne", und das Luzerner Seenachtfest wird in Zürich ausgeschrieben als „fête de nuit Lucerne". Alle Achtung vor der Firma „Dingha"; sie schreibt „Luzern", fügt aber freilich in Klammer bei „Switzerland".

Ohne Unfall läuft es aber trotz unserer Weltbildung nicht immer ab. Ein Tea-Room im Zürcher Seefeld wird ein Tee-Room; der „drogist diplômé" hat ein u und ein e verloren, aber zum Glück seine zwei „accents" gerettet. Eine Aufschrift verkündet: „On parle francais" (so!); vielleicht parliert man besser als man schreibt. Wie schwer aber Fremdwörter für unser Volk zu schreiben sind, beweist das „per aguitt" der Zürcher „Modes", aber auch der Sekundarschüler, der seinen eigenen Namen „Renè" schreibt. Sein Kamerad schreibt „Rène", und ein Pfarrer versichert uns, ein Vater habe ihn schriftlich beauftragt, seinen Sohn „Röne" zu taufen. Eine Sekundarschülerin schreibt sich Madelein. Von drei Gymnasiasten (der 1. Klasse freilich, aber eben doch Gymnasiasten), die „vis-à-vis" schreiben zu müssen glauben, schreiben es alle drei falsch; ein anderer schreibt „Physick", ein anderer „Phisik", ein anderer „Pisik" und zwei andere „Visick". Da ist denn doch der Berichterstatter ein anderer, der die heute beliebte Abkürzung „Schoggi" für Schokolade zu „Choqui" machte (N. Z. Z. 14. 12. 37).

Nicht leichter als die Schreibweise fällt vielen unserer Volksgenossen das Verständnis für die Fremdwörter. Ein Teleskop ist doch wohl ein Fernrohr; aber was ist ein teleskopisches Fernrohr? (N. Z. Z. 26. 4. 37). Lat. vita heißt Leben, „vital" also lebendig, lebhaft, Lebens-; was ist nun „vitale Lebendigkeit"? (N. Z. Z. 21. 3. 39, in einem Bericht über einen „Kulturabend" — kein Wunder!). Es gibt einen Internationalen Camping-Club; er besteht aus Leuten, die, der großstädtischen Überfeinerung überdrüssig, gelegentlich eine Zeitlang in einem Zeltlager das Lagerleben (Camping) genießen wollen; daher veranstalten sie ein „Camping-Lager" (N. Z. Z. 22. 4. 39). Eine Unterabteilung des Schweiz. Lehrervereins bittet die Mitglieder, ihre „Mitkollegen" zum Beitritt zu veranlassen. Die Silbe kol (aus lat. con) entspricht genau dem deutschen „mit"; aber auch wenn man das nicht weiß, könnte man wissen, daß einer allein nicht Kollege sein kann; es müssen immer mindestens zwei sein. Ein Mann von ganz überlegener Bildung berichtet in einem „Volksfreund" (1. 4. 39), er verzichte „auf die von der Gegenseite nie geübte noblesse oblige"; ein anderer schreibt im selben volkstümlichen Blatte (20. 5. 39) über eine ländliche Gemeinderatswahl nicht etwa, „Hosianna" und „Kreuzige ihn!" kämen oft nah zusammen, sondern „Cruxe fige" (als Katholik hat er wohl etwa „crucifige" gehört). In einem Bericht über eine Handgranatenübung heißt es (N. Z. Z. 14. 12. 37), die Teilnehmer hätten ihre „Projekte" (gemeint waren offenbar Projektile) abgefeuert. Honoratioren werden hie und da zu Honorationen (Volksfreund 10. 1. 38). Sogar neue französische Wörter werden erfunden. Die Z. S. Z. (26. 8. 41) berichtet (allerdings aus Berlin), in Bessarabien ließen sich die schweren Fahrzeuge „nur mit List und Raffinesse" aus den Sümpfen ziehen. Der gute Mann meinte wohl: auf raffinierte Weise, mit allen technischen Finessen, und leimte darum ein Wort „Raffinesse" zusammen, für welche Schöpfung die französische Akademie hoffentlich danken wird. Ein ganz raffinessierter Kerl! Aber den Vogel abgeschossen hat ein Zürcher „Lizentiat der Rechte", der einem Chemiker vorwarf, er habe ein von einem andern über-

nommenes chemisches Verfahren als seine eigene Erfindung bezeichnet, also ein „Plagiat" begangen. Als er das nicht beweisen konnte, leugnete er den Vorwurf des Plagiats, d. h. des geistigen Diebstahles, er habe damit nur sagen wollen, der Chemiker habe mit seinem Verfahren „blaguiert". Das Gericht hat diese Erklärung allerdings als bei seiner „literarischen Bildung" unglaubwürdig abgewiesen. Bei der Verschwommenheit vieler fremdwörtlicher Begriffe ist das zwar gar nicht so unglaubwürdig; strafbar ist es aber in diesem Falle doch — wegen Dummheit!

Genug! Wozu das alles? Um unsern Mitgliedern zu zeigen, wieviel es zu tun gäbe; wir hätten schon Stoff für ein monatlich erscheinendes Blatt. Um sie zu unterstützen in der Pflege des guten Sprachgebrauchs und im Kampf gegen den schlechten. Um unsern weitern Lesern — unser Blatt liegt ja an öffentlichen Orten auf — die Augen zu öffnen. Und um den Sündern, soweit wir ihrer noch habhaft werden können, ins Gewissen zu reden.

Wenn die meisten Beispiele der N. Z. Z. und der Z. S. Z. entnommen sind, kommt das einfach daher, daß der Schriftleiter diese Blätter täglich liest. Es ist durchaus nicht anzunehmen, daß es bei andern Blättern gleichen Ranges besser wäre. Und wenn solches am grünen Holze solcher Blätter geschieht, was soll aus dem dürren des „Echos vom Irchel" oder des „Reppischtaler Anzeigers" werden? Übrigens stammen die Sünden meistens gar nicht von der Schriftleitung, sondern von Mitarbeitern, Nachrichtenagenturen usw. Sie dürften freilich von der Schriftleitung, z. T. sogar vom Setzer oder Korrektor ausgemerzt werden. Aber allzu schwer wollen wir die Sache auch nicht nehmen, sondern anerkennen, daß das meiste, was bei uns öffentlich geschrieben wird, richtig und gut ist, und daß man anderswo auch Fehler gegen Sprachgebrauch und Sprachgeschmack begeht. Aber Fehler sind eben doch Fehler, und warum sollte man eine Sache nicht gerade ganz gut oder wenigstens noch besser machen?

Briefkasten.

M. St., K. In der Einleitung zu dem Prachtwerk „Albert Anker" schreibt der Verfasser, ein Hochschullehrer; „Es gibt große Maler, von deren Vergangenheit wir bereits Nichts kennen." Nein, das geht nicht. Ganz abgesehen davon, daß „Vergangenheit" nicht das richtige Wort ist, wenn es sich um den Überblick über ein ganzes Leben handelt. „Bereits" soll hier offenbar bedeuten „fast, beinahe". In gutem Schriftdeutsch bedeutet es aber „schon", und das ist ein wesentlicher Unterschied. Grimms Wörterbuch erwähnt die Bedeutung „fast" als schweizerische Eigentümlichkeit, aber unser Idiotikon, das diese Bedeutung für die Schweiz als „wohl ziemlich allgemein" bezeichnet, weist auch darauf hin, daß sie heute so ziemlich „im ganzen oberdeutschen Gebiet" und darüber hinaus bis Nürnberg und an die Mosel vorkommt; sie steht deshalb auch in den Mundartwörterbüchern für Elsaß und Schwaben. Von den schriftdeutschen Wörterbüchern erwähnen sie Kluge und Duden gar nicht; Paul bestätigt sie für die oberdeutsche Umgangssprache (!) und bezeichnet sie als südwestdeutsch. Umgekehrt verzeichnet unser Idiotikon auch die schriftdeutsch einzig gebräuchliche Bedeutung „schon" für Aargau, Bern, Mittelthurgau, Zürich. Gotthelf erzählt von einem Pfarrer, der gar nichts Neues wollte als „feste Ordnung in das, was bereits war". Doch könnte er da von der Schriftsprache beeinflußt sein, aber im Aargau bedankt man sich für eine überflüssige Belehrung mit der Formel: „I ha's bereits selber g'merkt". Manchmal wird überflüssigerweise „schon" noch beigefügt: „Es ist bereits scho g'scheh"; andere Zeugnisse stammen von 1785 und 1793. — Wenn nun in der Schweiz wie im größern deutschen Sprachgebiet beide Bedeutungen vorkommen, muß man da nicht beide gelten lassen? Wenigstens für die Schweiz? — In diesem Fall doch nicht. Die Verwendung im Sinne von „schon" ist bis jetzt ausgesprochen mundartlich oder wenigstens umgangssprachlich gewesen und wohl noch nie in einer kunstwissenschaftlichen Arbeit vorgekommen. Alle deutschen Wörterbücher geben als Hauptbedeutung „schon" an oder erwähnen überhaupt nur diese. Es dürfte schwer sein, die Verwendung im Sinne von „fast" bei einem einigermaßen anerkannten Schriftsteller, etwa bei Keller, Meyer, Spitteler oder einem andern nachzuweisen. Otto v. Greyerz behandelt sie in seiner „Sprachschule" als „landschaftlichen Fehler (Provinzialismus)". Landschaftliche Eigentümlichkeiten sind erlaubt, wenn sie gegenüber dem schriftsprachlichen Ausdruck einen Vorzug haben, etwa einen Gemütswert wie z. B. Anken gegenüber Butter, oder hausen im Sinne von sparen. Das ist aber bei „bereits" gewiß nicht der Fall. Auch unsere führenden Zeitungen und die Mittelpresse sagen nicht „bereits" für „fast"; wohl aber finden wir das falsche „bereits" in ihrem Anzeigenteil, wo etwa „ein bereits neues Kanapee" ausgeschrieben wird (und wo auch Koffer als „Koffern" empfohlen werden und Schuhe für „Töchtern"). Es ist gut, wenn man bei diesem Wort Mundart und Schriftsprache sauber trennt; eine Bereicherung der Schriftsprache bedeutet die landschaftliche Bedeutung nicht, wohl aber eine Quelle von Mißverständnissen. „Es ist bereits 12 Uhr" heißt: Es ist mindestens 12.00; es kann auch schon etwas darüber sein. „'s isch bireits zwölfi" dagegen bedeutet: es ist noch nicht ganz 12 Uhr; es ist vielleicht erst 11.50. Von diesen paar Minuten Unterschied kann es abhangen, ob man einen Eisenbahnzug noch erreiche oder nicht.

H. Bl., Z. Die United Preß meldet am 5. 1. 42: „Es ist einer der ernstesten Verluste, den die Japaner . . . erlitten haben". Ja, das ist falsch; es muß heißen: „die die Japaner erlitten haben". Der Fehler ist gar nicht selten, daß der Nebensatz nach einem Teilungswesfall, der ein Eigenschaftswort im dritten Steigerungsgrad, im „Superlativ" enthält, auf das falsche Wort bezogen wird: „einer (oder eines) der größten, stärksten, längsten . . ., der (oder: das)". Der Nebensatz kann sich nur auf „Verluste", also auf eine Mehrzahl beziehen, sonst hätte der Wesfall gar keinen Sinn; man könnte ja sagen: „Es ist der ernsteste Verlust, den die Japaner erlitten haben" oder „der Verlust, den die Japaner erlitten haben, ist einer ihrer ernstesten". Der Fehler hat seinen Grund in unklarem Denken, wahrscheinlich des Übersetzers; denn im Englischen lautet das bezügliche Fürwort in Einzahl und Mehrzahl gleich und kann im Wenfall in beiden Fällen weggelassen werden. Auch im Deutschen merkt man bei weiblichen Wörtern nicht, wie es gemeint ist. „Die Stauffacherin ist eine der erhebendsten Gestalten, die uns Schiller geschenkt hat" — das „die" könnte sich auf die Stauffacherin (Einzahl) beziehen und auf Gestalten (Mehrzahl). Über solche Fälle dringen bei mangelhaftem Denkvermögen und unentwickeltem Sprachgefühl dann falsche Formen ein. Der Fehler, den wir hier besprochen haben, ist ja nicht gerade einer der häufigsten, die vorkommen, bedauerlich ist er in jedem Fall.

J. B., Z. So so, Ihre „Freundin" hat gesagt, Sie seien ein „Bohnenroß". Sie finden, das gehe denn doch „übers Bohnenlied", aber Sie wissen nicht, was eigentlich ein Bohnenroß ist, noch wie das Bohnenlied lautet. Wir wollen in unserm Idiotikon nachsehen: es sagt uns, ein Bohnenroß sei „eigentlich ein mit Bohnen gefüttertes Pferd". Schon in einem Tierbuch von 1563 wird berichtet, es gebe Leute, die Pferde „auf beschiß und trug" mit gesottenem Roggen und anderm, auch mit Bohnen mästen und sie so aufblasen, „rund und schön" machen. Diesen Sinn hat das Wort in der Redensart „Renne wie-n-es Bohneroß". Dann wurde es auch übertragen auf eine große, starkknochige, ungeschlachte Weibsperson, ein Mannweib (Aargau, Zürich), auch auf Leute, die übertrieben fleißig arbeiten, aber auch auf ungeschickte. Schmeicheln wollte Ihnen Ihre Freundin sicher nicht damit. — Die Redensarten, daß etwas „übers Bohnenlied gehe", d. h. unerträglich sei, und „einem das Bohnenlied singen", d. h. ihm unfreundlich den Abschied geben, sind auch im Hochdeutschen geläufig und werden zurückgeführt auf ein noch erhaltenes, schon aus dem 15. Jahrh. bekanntes Lied, das allerlei Verkehrtheiten und Albernheiten schilderte und mit dem Kehrreim schloß: „Nu gang mir aus den Bohnen". Nach dem Idiotikon muß ein Bohnenlied auch bei uns schon um 1500 bekannt gewesen sein; man vermutet aber, es sei nicht das aus Deutschland bekannte gewesen, sondern ein nicht mehr erhaltenes scharfes Spottlied der Reformierten gegen den Ablaß und die Fasten, in denen besonders Bohnen als Speise dienten.

Allerlei.

Aus dem „Nebelspalter" (20. 6. 41). Ich zähle zu meinen Bekannten einen jungen Ausländer, der sich alle erdenkliche Mühe gibt, schweizerdeutsch zu sprechen. Da er die Eidg. Techn. Hochschule besucht, benützt er die dortige Umgangssprache als Quelle für seine Bestrebungen. Der Erfolg fällt dementsprechend aus, und nicht selten gerät er in peinliche Situationen. So erzählte ihm meine Mutter vor einiger Zeit etwas, was sein Mißfallen zu erregen schien, denn als sie geendet hatte, erwiderte er im Brustton der Überzeugung: „En Dräck!" — Noch drastischer war die Lage, als der junge Mann in größerer Gesellschaft einer ach so vornehmen und ebenso unnahbaren Dame einen Stuhl anbot, mit galanter Verbeugung und der höflichen Einladung: „Bitti, hock ab!"